



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tradition, und wenn Sie sagen: heirate sie, so ist das ungefähr so, wie wenn Sie vom Papst verlangen wollten, er solle sich mit dem Gegenpapst verbünden.

Doch nicht, denn der Gegenpapst ist Herr seines Willens, und Ihre Cousine ist das nicht. Segen wir mich für einen Augenblick an ihre Stelle, mich, die einzige Legitimistin in Sampaolo, sagte sie lächelnd. Was könnte ich tun? Ich bin im Besitze der gestohlenen Güter. Ich möchte sie, wenn ich könnte, ihrem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben. Aber das kann ich nicht, denn ich habe nur die Nutznießung. Ich kann sie nicht verkaufen, nicht verschenken, noch bei meinem Tode testamentarisch über sie verfügen. Nach mir fallen sie dem nächsten Anwärter zu. So bleibt mir, wenn ich sie dem rechtmäßigen Besitzer wieder zustellen will, nichts andres übrig, als ihn zu bewegen, mich zum Weibe zu nehmen.

Wiederum lächelte sie heiter und siegesgewiß wie jemand, der seine Sache gut begründet hat.

Ach, rief Anthony ungestüm, wenn Sie es wären, läge die Sache anders.

Für Ihre Cousine gibt es keinen andern Ausweg. Zufällig sind Sie von der Baldeschischen Seite ihr nächster Verwandter und werden also, falls sie nicht heiratet und Kinder bekommt, ihr Erbe sein. Würde sie in ein Kloster gehn und das Gelübde der Ehelosigkeit und Armut ablegen, dann könnte die Nutznießung ihres Vermögens auf ihren mutmaßlichen Erben übertragen werden, dem die Besitzungen nach ihrem Tode ja doch zufallen.

Wir wollen der jungen Dame kein so trauriges Schicksal wünschen, sagte Anthony lachend. Übrigens wird sie ja auch zu ihrem Glück nicht von solchen Bedenken gequält.

Wie können Sie das wissen?

Das können wir als erwiesen annehmen! Übrigens haben Sie es eben selbst gesagt.

Ich hätte es Ihnen selbst gesagt? fragte sie erstaunt.

Sie haben mir erzählt, es sei nur eine einzige Legitimistin in Sampaolo. Würde meine Cousine von Ihren Bedenken gequält, so wäre sie ja die zweite, und können Sie sich auf der ganzen Insel eine unwahrscheinlichere zweite vorstellen?

Man sagt, Königin Anna sei im Grund ihres Herzens Jakobinerin gewesen, erinnerte ihn Susanna. Ihre Cousine ist noch jung. Man könnte ihr den Fall vortragen und ihr ins Gewissen reden. Wäre das einmal geweckt, und Sie trügen ihr nicht Ihre Hand an, so bliebe ihr gar nichts andres übrig, als zu verzichten und ins Kloster zu gehn.

Hoffen wir also, daß ihr Gewissen behaglich weiter schlafe, denn sogar um sie vor dem Kloster zu retten, könnte ich sie nicht heiraten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Die Einweihungsfeier der Speyrer Gedächtniskirche ist noch fortgesetzt Gegenstand lebhafter Erörterungen. Die Feier hat die tiefsten Saiten des evangelischen Gewissens berührt und ihnen manchen hellen begeisterungsfrohen Klang inniger Überzeugungs- und Glaubensstreue entlockt. Daneben sind freilich viele Stimmen

laut geworden, die sich von dem äußern Verlauf der Feier, die ihnen ein protestantisches Gegenstück zum Regensburger Katholikentage sein sollte, nicht befriedigt fühlen. Sehr mit Unrecht. Denn der Katholikentag ist eine organisierte, alljährlich wiederkehrende Veranstaltung, eine von denen, die neben manchem andern Bedürfnis für die katholische Bevölkerung auch dem in Deutschland so stark vorhandenen Kongreßbedürfnis abhelfen sollen. Die Kongresse mögen ja mit zu den Attributen unsers geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens dienen und es in mancher Beziehung fördern und entwickeln. Sie fangen sehr früh im Februar mit der Berliner landwirtschaftlichen Woche an und folgen in bunter Reihe bis spät in den Herbst. Wer die Neigung, die Zeit und die Mittel hat, kann einen großen Teil des Jahres und des Inhalts seines Geldbeutels auf Kongresse verwenden, die allmählich dadurch auffallen, daß die Sorge für das Vergnügen der Besucher und ihrer Damen immer mehr in den Vordergrund tritt, den Rahmen erweitert und die Dauer verlängert. In diese ganze Kategorie paßt doch die Speyrer Feier nicht. Die evangelischen Glaubensgenossen in Deutschland haben dem Katholikentage, dem alljährlich die Bischofsversammlung in Fulda vorangeht, nichts ähnliches an die Seite zu setzen. Schon deshalb nicht, weil der evangelischen Kirche in Deutschland die bischöfliche Organisation fehlt, um die sich Friedrich Wilhelm der Vierte vergeblich bemüht hat, und weil sie ferner die politische Organisation nach Wahlkreisen nicht hat, auf deren Grundlage die Institution des Katholikentags errichtet ist. Der Katholikentag ist eine starke Festung, in kluger Voraussicht als Stützpunkt für die Wahlfeldzüge und für den Kampf um den politischen Einfluß errichtet. Er umfaßt einheitlich alle Schattierungen des Katholizismus, die ultramontane, die gemäßigte und die liberale, die zusammengefaßt sind durch das starke Band des unbeweglichen Rahmens und sich in diesem, ungeachtet gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten in politischen und sogar in kirchlichen Fragen, immer wieder geschlossen zusammenfinden. Die evangelische Glaubensgemeinschaft, richtiger die protestantischen Kirchen, vermögen das nicht, und wie in jedem andern Kampfe, so ist auch im konfessionellen die Partei die stärkere, die in fester Organisation und Geschlossenheit auftritt und damit in der Lage ist, alle ihre Kräfte nach einheitlichem Plane zu verwerten und auszunutzen. Gerade die versuchte Gegenüberstellung von Regensburg und Speyer, so unrichtig und unbegründet sie an sich ist, könnte dazu dienen, der gebildeten protestantischen Bevölkerung klar zu machen, in welchem Zeichen allein sie zu siegen und sich zu behaupten vermag. Es geht damit wie in dem Gegensatz zwischen den Deutschen und den Polen. So lange die Deutschen alles vom Staate und nicht von der eignen Mühseligkeit erwarten, werden sie den Polonismus, d. h. das wirklich feindlich agitierende Polentum, nicht zu überwinden vermögen. Nicht allein die Legaltät oder das Lächerliche tötet, wie die Franzosen zu sagen pflegen, — weit verheerender wirkt die Indifferenz.

Nun kann man ja den Kreisen, die Speyer gegen Regensburg ausgespielt wissen wollten, Indifferenz wahrlich nicht vorwerfen. Sie sind rührig genug, aber an der unrichtigen Stelle und bei ungeeignetem Anlaß. Wäre von den Katholiken eine solche Feier begangen worden, so würde es an der rechtzeitigen Organisation von langer Hand her nicht gefehlt haben. Von den allgeringsten Anfängen dazu war im protestantischen Deutschland nichts zu spüren, und erst als bekannt wurde, daß die evangelischen deutschen Landesherren der Feier fernbleiben würden, weil der katholische Landesherr der Pfalz weder daran teilnehmen noch dazu einladen könne, begannen sich die Zeitungen zu montieren. Ein solches Verlangen konnte an den hochbetagten Regenten von Bayern unmöglich gestellt werden. Sein Haus gehörte der katholischen Mehrheit an, gegen die die Speyrer Protestation sich richtete. Man konnte ihm als einem überzeugten, glaubenstreuen Katholiken, in seinem hohen Alter zumal, die Beteiligung an einer Feier nicht zumuten, deren Gegenstand den Traditionen seines Hauses, der Mehrheit seines Landes und der

eignen Überzeugung zuwiderlief. Die ohnehin außerordentlich schwierigen Verhältnisse in Bayern wären dadurch schwerlich gebessert worden. Ludwig der Zweite konnte seinerzeit eine Spende für das Denkmal an einen historischen Vorgang von großer Tragweite geben, um als Landesherr hinter den andern deutschen Fürsten nicht zurück zu bleiben, auch muß doch der Zeitpunkt in Betracht gezogen werden, wo er es tat. An der Feier würde er, wenn er heute noch auf dem Throne säße, so wenig teilgenommen haben wie sein Oheim, und niemand hätte ein Recht, ihn deshalb zu loben oder zu schelten. Wenn einst in der Thronrede an den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes den Deutschen vorgehalten wurde, daß alle frühern Einigungsversuche scheitern mußten, „weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Tatsachen täuschen ließ,“ so beweist die seitdem in fast vierzig Jahren herangereifte Generation von Reichsdeutschen, daß dieser alte Erbfehler noch immer in uns lebendig ist, und daß wir die Verhütung schlimmer Folgen nur dem Umstande zu verdanken haben, daß in einer großen Zeit starke Hände unser nationales Leben der Bedeutung der Tatsachen anzupassen und alle Hoffnungen und Ideale der Vergangenheit in diesen festen Rahmen einzuschließen verstanden hatten. Wäre damals der Augenblick verpaßt worden oder unbenutzt geblieben, die Mühe gescheitert — Deutschland wäre schwerlich zu seinen Zielen gekommen.

In derselben Richtung liegt es, wenn heute Vergleiche zwischen der Speyerer Feier und der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms im Jahre 1868 gezogen werden. Speyer und Worms sind scheinbar dasselbe, und sind doch nicht dasselbe. Auch in Speyer ist ja ein Lutherdenkmal errichtet worden. Aber die Wormser Feier hätte wohl kaum solchen Umfang und solche Bedeutung erreicht, wenn sie nicht gerade in die Zeit zwischen 1866 und 1870 gefallen wäre. Die eigentliche Bedeutung jener Feier lag auf politischem Gebiet. Es war eine erwünschte und vorzügliche Gelegenheit, den König von Preußen mit den süddeutschen Landesherren von Württemberg und Baden zu einem gemeinsamen Akt inmitten eines größeren Kreises von Fürsten des Norddeutschen Bundes zu vereinigen, es war eine Brücke über die Mainlinie, damals auch allgemein als eine solche aufgefaßt und verstanden. Es war eine Fortsetzung zu dem Akte, der sich schlicht und doch hoch bedeutsam im Oktober 1867 auf der Burg Hohenzollern abgespielt hatte, als der König gerade dort die Adresse des Norddeutschen Reichstags aus Simons Händen entgegennahm. Die Adresse betonte, daß das Einigungswerk erst vollendet sein werde, wenn der Süden in den neuen Bund eingetreten sei. Im schwäbischen Süden, den er zum erstenmal wieder seit Königgrätz betrat, wollte der König die Adresse entgegennehmen. Wer an dem Zifferblatt der Weltgeschichte zu lesen verstand, konnte über das Borrücken des Zeigers von Hohenzollern nach Worms nicht im Zweifel sein: er begann zum Schlagen der großen Stunde auszuholen. Aus Ems schrieb der König am 8. August 1868 an Bismarck: „Die Episode nach Hannover ist ganz nach meinem Wunsch sehr zufriedenstellend ausgefallen, ebenso die nach Worms ganz nach Ihrem Plane.“

Will man diesen beiden Vorgängen noch einen ersten angliedern, so war es die Karlsruher Parade vom 21. September 1867, durch die Großherzog Friedrich die badischen Truppen dem königlichen Oberfeldherrn als bereit vorstellte.

Der Unzufriedenheit darüber, daß der Kaiser nicht nach Speyer gegangen ist, hat die Nationalzeitung erwidert, es hätte dies nur auf eine Einladung des Landesherren hin geschehen können, da es der auch von Wilhelm dem Ersten immer beobachteten Tradition des preußischen Hofes widersprochen haben würde, der Einladung eines Komitees außerhalb Preußens zu folgen. Gerade für die Leser der Grenzboten darf wohl daran erinnert werden, daß der Kaiser in seinem im Februar vorigen Jahres von den Grenzboten veröffentlichten Brief an den Admiral Hollmann über Babel und Bibel, einem wie aus eigenstem Antriebe völlig aus seiner

Jeder, so auch aus seinem innersten Herzen geflossenen Glaubensbekenntnis, wiederholt von „dem großen Weisen Luther,“ „unserm großen Luther“ gesprochen hat. Dieses Bekenntnis zu Luther und zum evangelischen Glauben ist so urkundlich echt und so neuen Datums, daß füglich nicht verlangt werden kann, es solle bei jedem Anlaß erneuert werden. Das entspräche weder der monarchischen Würde noch dem Ernst der Sache. Dergleichen wiederholt man nicht alle Jahre. Es liegen ohnehin Kundgebungen des Kaisers genug vor, die an seiner Treue zum evangelischen Bekenntnis keinen Zweifel lassen, auch wenn er den Papst noch einigemal besuchen und einzelnen katholischen Bischöfen fortdauernd Zeichen seiner Wertschätzung und seines Wohlwollens geben sollte. Das würde ohnehin nur von dem loyalen und patriotischen Verhalten des Episkopats selbst abhängen. Mit den fünfundsiebzig Millionen Protestanten teilen sich zwanzig Millionen Katholiken in das Deutsche Reich, wozu noch kommt, daß die Katholiken durchweg glaubensfest sind, während unter den Protestanten sehr viel religiöse Indifferenz herrscht, und außerdem unter dieser Rubrik noch die große Menge derer gezählt wird, die eigentlich religionslos sind. Diese zwanzig Millionen Katholiken haben zu drei Vierteln im Kaiser ihren Landesherren, die andern ihn als Reichsoberhaupt und obersten Hüter ihrer Geschichte zu verehren.

Da ist es denn doch wohl Herrscherpflicht und Befolgung eines weisen Gebotes der Staatskunst, daß der Kaiser, indem er auch von den Katholiken die patriotische Hingebung an die Interessen des Landes und des Reiches fordert, seinerseits die Klust zu überbrücken bemüht ist, die als Frucht des Dreißigjährigen Krieges heute noch auf der Entwicklung des geeinten Deutschlands schwer lastet und seine innere Erstarkung erschwert und verlangsamt. In der Not des Reiches haben von Weißenburg bis zur Loire Katholiken und Protestanten treu zusammengehalten, gar oft haben die einen am Morgen der Schlacht am Feldgottesdienst der andern teilgenommen, für manchen war es das letzte Gebet. Und als die Vertreter und die Abordnungen des deutschen Heeres in stürmischer Begeisterung am 18. Januar 1871 dem wiedererstandnen Kaiser in König Wilhelms ehrwürdiger Gestalt huldigten — wer hat da nach dem Glaubensbekenntnis gefragt! Über aller konfessioneller Spaltung weht aber doch auch heute das Banner der Reichseinheit! Unter den „verdächtigen Symptomen“ wird nun aufgeführt, daß der Kaiser dem Katholikentage auf dessen Huldigungstelegramm persönlich, dem Speyrer Komitee nur durch den Kabinettsrat gedankt habe. Aber dieser schreibt nur, was der Kaiser ihm aufträgt, und das war doch in diesem Falle wahrlich nicht zu wenig, während die Kölnische Volkszeitung in dem Dank an den Katholikentag mit Recht eine erste Mahnung zum Frieden findet. Von diesem Frieden hängt das Gedeihen Deutschlands nach innen und nach außen ab.

Wie schon im vorigen Heft angedeutet worden ist, hat Prinz Friedrich Leopold seine Reise zur russischen Armee einstweilen aufgegeben. Bei einer Armee, die sich durch ihre Minderzahl zu zwar heldenmütig durchgeschlagen, aber trotzdem fortgesetzten Rückzugskämpfen gezwungen sieht, kann kein Aufenthalt für einen preußischen Prinzen sein. Es wäre das leicht zu einer Verlegenheit für das russische Heer und den russischen Hof geworden. Die Japaner nun haben zwar alle unsre Einrichtungen zu kopieren verstanden, aber Sedan haben sie uns doch nicht nachmachen können, so sehr ihre Absicht dahin ging, und so rücksichtslos sie ihre Massen dafür eingesetzt haben. Für Kuropatkin hatte die Stellung bei Liaujang nur die Bedeutung, den Feind solange als irgend ausführbar aufzuhalten, um möglichst vielen europäischen Truppen den Anmarsch zu ermöglichen. Daß er die Japaner schlagen konnte, dazu haben dem russischen Feldherrn zwei Armeekorps gefehlt. Darüber war er sich selbst durchaus klar. Einen Sieg hat er nicht erfechten können, dennoch ist der Erfolg insofern sein, als die beabsichtigte Einkreisung des russischen Heeres von den Japanern nicht erreicht worden ist. Auf einen so großartigen Widerstand haben

sie dort so wenig wie vor Port Arthur gerechnet, wo der heldenmütige Stöffel ein leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gibt und mit seiner Haltung die ganze Besatzung belebt. Die warmen Sympathien, die General Stöffel unsern Truppen in China zur Zeit der Takukämpfe zu erkennen gegeben hat, werden ihm vom deutschen Heere auf das herzlichste erwidert. Möge der wackere Mann Rußland erhalten bleiben!

Für uns Deutsche aber bietet dieser eigentümliche Krieg immer wieder die Lehre von der Notwendigkeit, zur See stark zu sein. Eine starke russische Flotte könnte die Verbindung des japanischen Heeres mit der Heimat spielend durchschneiden, der Krieg wäre damit zu Ende, wie er überhaupt niemals begonnen worden wäre. Beeilen wir uns, dieser Warnung, die darin für Deutschland enthalten ist, so schnell wie möglich zu folgen, bevor es eines Tags zu spät sein dürfte. Wir können mit einer ungestörten Fortdauer unsers Friedens nur rechnen, wenn wir zur See so unangreifbar sind wie zu Lande. Diese Bürgschaft ist kostspielig, aber viel kostspieliger ist ein verlorner Feldzug. Und die Mittel für diese Friedensbürgschaft vermag Deutschland mit Leichtigkeit aufzubringen.

Aus Leserkreisen werden wir unter Hinweis auf die Erwähnung des ältesten Sohnes des Herzogs von Cumberland bei der Besprechung der braunschweigischen Erbfolgefrage auf Seite 479 darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Prinz vor mehreren Jahren ein schweres Beinleiden zu überstehn gehabt habe und seitdem ein steifes Bein habe, sodaß er für den Militärdienst untauglich sei. Er habe auch in der österreichischen Armee, der er als Leutnant angehört, niemals Dienst geleistet.

Wir können darauf nur erwidern, daß der gegenwärtig vierundzwanzigjährige Prinz den Dienst im deutschen Heere vor Beginn seines Beinleidens hätte antreten können. Er ist Oberleutnant im österreichischen Infanterieregiment Nr. 42, dessen Inhaber sein Vater ist, aber diese Ernennung war wohl nur dekorativer Natur. Dagegen ist es richtig, daß, wie die freundliche Zuschrift, für die wir bestens danken, weiter hervorhebt, der Prinz einige Semester in Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften studiert hat. Zur eingehendern Unterweisung stand ihm dort der preussische Gerichtsassessor und Privatdozent Dr. Knoke, der Sohn des Göttinger Professors, zur Seite.

S

Parlament und Verfassung in Osterreich. Der Vorzug der Verfassungs- und Parlamentsgeschichte von Dr. Gustav Kolmer, deren zweiter Band uns vorliegt (Wien und Leipzig, Carl Fromme), besteht, wie wir in der Anzeige des ersten Bandes gesagt haben, darin, daß die Thronreden, Adressen, Erklärungen der Parteien und die wichtigsten Stellen der Reden von Ministern und Abgeordneten wörtlich mitgeteilt werden. Der zweite Band umfaßt die Zeit von 1869 bis 1879. Am 22. Mai 1879, heißt es am Schluß, „wurde der erste direkt gewählte Reichsrat aufgelöst; alle Welt fühlte, daß die verfassungstreue Ära zu Ende sei.“ Es tut einem beim Lesen leid, zu sehen, welche Unmasse von Geist und Arbeit im Parlament und in den Kabinetten des Kaiserstaats seit vierzig Jahren verschwendet worden ist mit keinem andern Erfolg, als daß der Hauptsache nach alles beim alten bleibt und man der Verständigung keinen Schritt näher kommt. In einer Adreßdebatte des Jahres 1870 hielt der Abgeordnete Sturm den Klagen der Föderalisten über angebliche Germanisation und Unterdrückung entgegen: „Wenn Sie die Geschichte der österreichischen Verfassung verfolgen, so werden Sie in ihr nur eine Geschichte von Opfern der Deutschen finden. Die deutsche Bevölkerung in Osterreich war es, die bei jedem Anlaß bemüht war, die Ansprüche der nichtdeutschen Nationalitäten zu befriedigen. Nie hat sie die Hegemonie angestrebt, sondern den

Standpunkt der nationalen Gleichberechtigung eingenommen.“ Das ist eben der große Fehler gewesen, ein Fehler, der mit den sogenannten liberalen Prinzipien zusammenhing. Diese verleiten bekanntlich auch zu Fehlern in der auswärtigen Politik, und so schämte sich denn z. B. in einer Debatte über den bevorstehenden russisch-türkischen Krieg 1876 der Abgeordnete Demel nicht, zu sagen, wenn man die Türkei zertrümmern und auf ihrem Grabe statt des Halbmonds das Kreuz aufrichten wolle, so würde die passende Inschrift lauten: Heute mir, morgen dir, denn Österreich habe nicht mehr Daseinsberechtigung als die Türkei, wogegen Graf Hohenwart erklärte, Österreich dürfe die Aufgaben nicht vergessen, die ihm Geschichte, geographische Lage, die eignen Interessen und das Elend der Glaubensgenossen in der Türkei stellten, nicht vergessen der Heldentaten eines Prinzen Eugen, dürfe nicht freiwillig auf den Rang einer Großmacht verzichten. Solche lehrreiche Reminiszenzen findet man natürlich viele in dem Buche.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselftraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

